

Der Meister kehrt zurück

Provinzpreziose: Sechzig Jahre Gropiushaus Hannover

Eher selten haben Architekturfreunde Gelegenheit, denkmalgeschützte Privathäuser zu besichtigen. Umso verlockender war die Gelegenheit, ein von Walter Gropius geplantes Wohnhaus in der Nordstadt von Hannover in Augenschein zu nehmen, zumal der Sohn des Bauherrn im Dialog mit dem Architekturhistoriker Sid Auffahrt die Baugeschichte und manche Anekdote zu erzählen wusste. Der Bund Deutscher Architekten Niedersachsen als Mieter machte es möglich. Anlässlich des diesjährigen Tages der Architektur lud er in das Gropiushaus ein.

Der Musikwissenschaftler Klaus Stichweh, heutiger Besitzer seines Elternhauses, referierte Planung, Bauzeit und die Wohnqualität dieses ersten Gebäudes von Walter Gropius im Nachkriegsdeutschland: Bereits 1951 plante Wilhelm Stichweh, ein Reinigungs- und Färbereiunternehmer, einen Neubau. Stark an Architektur interessiert, wanderte er in seiner freien Zeit mit dem halbwüchsigen Sohn durch das zerstörte, im Wiederaufbau befindliche Hannover. Dem Stadtbaurat Rudolf Hillebrecht gegenüber äußerte sich Wilhelm Stichweh bedauernd, dass Architekten wie Gropius und Mies van der Rohe in Deutschland trotz des großen Bedarfs an qualitätvoller moderner Architektur nicht tätig würden. Direkte Anregung dürfte ihm eine Ausstellung über die beiden Architekten gegeben haben, die anlässlich der „constructa“, der ersten deutschen Bauausstellung nach 1945, in Hannover stattfand.

Als Stichweh für sich und seine Familie ein Wohnhaus bauen lassen wollte, sagten ihm die Entwürfe zweier lokaler Architekten nicht zu. Erst durch einen Glücksfall fand sich der richtige: Rudolf Hillebrecht, der als junger Architekt in Gropius' Büro tätig gewesen und 1934 am letzten Gebäude vor dessen Exil, dem Entwurf für das „Haus der Arbeit“ in Berlin, beteiligt gewesen war, hatte sich an den Architekten gewandt, der sich rasch zu einem Entwurf bereitfand.

Walter Gropius entwarf einen schlichten zweigeschossigen Kubus mit Flachdach, dessen Äußeres die Kombination von lederfarbenen Ziegeln, geputzten, ursprünglich silbergrau gestrichenen Flächen und mehrfach unterteilte Fensterbändern kennzeichnen; die spezielle Gestaltung der waagerechten Fugen beim Ziegelmauerwerk wirkt als kräftig strukturierende Schattierung.

Die vom Bauherrn aus Sicherheitsgründen gewünschten Rollläden forder-

ten Gropius zwar ein Zugeständnis ab. Doch kam er diesem Wunsch nach und integrierte sie unauffällig in die Fensterbänder. Drei Stufen über dem Straßenniveau führt entlang der Längsseite des Hauses der Zugang zu einem auf schlanken Stützen gelagerten Vordach. Es schützt zwei Eingangstüren, deren erste in den Küchenbereich, die zweite in das Foyer führt. Innen verläuft parallel die Treppe ins obere Geschoss mit Bibliothek, Schlafräumen, Bädern und dem Zimmer der Wirtschaftlerin; heute ist es zu einer Wohnung umgebaut.

Im Erdgeschoss, der Wohnebene, liegt nach Süden der große ungeteilte Wohn- und Essraum, vor dem sich ein von Gropius so bezeichneter Gartenhof erstreckt. Eine Wendeltreppe verbindet den Raum mit der darüber liegenden Bibliothek. Die lange schmale Einbauküche mit Sicht auf die stille Wohnstraße liegt der Gartenseite gegenüber. Die Wohnfläche von etwa 170 Quadratmetern und erdgeschossiger Fußbodenheizung unter Solnhofener Platten bot für die damalige Zeit luxuriöses Wohnen.

Die Bauzeit – der Sohn fungierte zeitweise mit seinem Schul-Englisch als Dolmetscher zwischen Bauleitung und der amerikanischen Sekretärin von Gropius – umfasste die Jahre 1951 bis 1953. Die Kosten lagen bei rund hunderttausend Mark, kurz nach Kriegsende eine beträchtliche Summe. Ein Jahr später besuchte Walter Gropius auf der Rückreise aus Japan, wo er mit einer Reihe von japanischen ehemaligen Bauhaus-Schülern zusammengetroffen war, Familienangehörige in Hannover und besichtigte bei dieser Gelegenheit das Stichweh-Haus. Nur mit den Möbeln des Bauherrn war er nicht einverstanden, lebte dieser doch mit durchschnittlichem Mobiliar der fünfziger Jahre in dem hochmodernen Gebäude – die hohen Baukosten hatten die Anschaffung einer neuen Einrichtung nicht zugelassen.

Weniger glücklich als der Bauherr und seine Familie waren die Nachbarn mit der Ästhetik dieser Architektur. Vor allem das Flachdach erregte Ärger. Die Abneigung gipfelte in der Erklärung eines Anwohners an die Stadt, nur noch die Hälfte seiner Grundsteuer zahlen zu wollen: Nicht nur, dass ihm die Aussicht auf die Herrenhäuser Gärten verbaut worden sei, er vermisse vor allem an dem Neubau ein konventionelles Dach. Wenige Jahre später erledigte sich sein Einwand von selbst: Fast jedes zweite Gebäude der Innenstadt war ein Flachdachbau. HENRIKE JUNGE-GENT